

KNUD E. LØGSTRUP

Weite und Prägnanz



Mohr Siebeck

Weite und Prägnanz

Sprachphilosophische Betrachtungen

Metaphysik I

von

Knud E. Løgstrup

übersetzt von

Rosemarie Løgstrup



J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Løgstrup, Knud Ejler:

Metaphysik / von Knud E. Løgstrup. Übers. von Rosemarie Løgstrup.
– Tübingen : Mohr.

Einheitssacht. : Metafysik (dt.)

1. Weite und Prägnanz : sprachphilosophische Betrachtungen. – 1991

ISBN 3-16-145572-X

eISBN 978-3-16-162946-4 unveränderte eBook-Ausgabe 2024

© 1991 J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen.

Die dänische Originalausgabe unter dem Titel *Vidde og Præg* erschien 1976 in Kopenhagen beim Verlag Gyldendal.

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Computersatz Staiger in Pfäffingen aus der Linotype Bembo gesetzt, von Gulde-Druck in Tübingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier der Papierfabrik Buhl in Etlingen gedruckt und von Heinr. Koch in Tübingen gebunden. Den Umschlag entwarf Alfred Krugmann in Freiberg a. N.

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	VII
1. Die Rolle des Tones	1
<i>Der Fluß der Rede als Folge der Zeit des Lautes 1 – Die Raum- und Zeitgestalt 4 – Julius Stenzels Argumentation für die Auffassung, daß Sprache zunächst expressiv und erst dann semantisch ist 6 – Von der expressiven zur semantischen Funktion 8</i>	
2. Das inner-sprachliche Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem	11
<i>Zwei Bedeutungen des Wortes »Bezeichnetes« (designatum) 11 – Das Wort zwischen Zeichen und Bild 11</i>	
3. Aussagesinn und Wortbedeutung	14
<i>Das Verhältnis zwischen dem Sinn der Aussage und den Bedeutungen der Wörter 14 – Das Entstehen der Bedeutungsweite durch Verschiebung von Vertrautheitsebenen 15 – Das Wort und sein Fächer von Gegensätzen 17 – Die Vieldeutigkeit des Wortes und seine Prägnanz 23 – Weite und Umfang 27 – Die Sicht der Sprache legt kein Erkennen fest 29 – Läßt die Sprache die Gefühle im Stich? 31 – Die Weite der Wortbedeutung und die Eindeutigkeit der Rede 35 – Schizophrene Sprachstörung und neurotische Sprachtäuschung 37 – Der Begriff der Disposition 43</i>	
4. Widerlegung des Nominalismus durch eine Analyse der Hinweisung	49
<i>Das Verhältnis von sprachlichem Zeichen und außer-sprachlich Bezeichnetem 49 – Die Funktion des Zeichens in der Hinweisung der Rede 51 – Der Kontext der Wortbedeutung und der Kontext des Aussagesinnes 52</i>	

5. Wörter mit und ohne Designata	56
<i>Wörter für die Phänomene der Geschichtlichkeit haben keine aufzeigbaren Designata 56 – Wortbedeutungen, die Bestimmungen sind, und Wortbedeutungen, die keine Bestimmungen sind 57 – Die Erkenntnis der Mannigfaltigkeit im Zugang der Alltagsbegriffe zu den Dingen verlangt eine sprachphilosophische Umstellung 60 – Namen 62</i>	
6. Kein Wort ist regional festgelegt	64
<i>Nicht einmal Wörter, die ihre eigenen Designata haben, sind regional festgelegt 64 – Die Sicht der Sprache als anti-dualistische In-eins-Fassung von Leiblichkeit und Geschichtlichkeit 66 – Die Raffung der Komplexität des Geschichtlichen durch die Sicht der Sprache 69</i>	
7. Metapher	76
<i>Was verstehen wir unter einer Metapher? 76 – Die Bindung des metaphorisch gebrauchten Wortes an einen bestimmten Bereich 82 – Bild und Metapher 85 – Metapher und Übertreibung 85 – Abstand und Fremdheit sind Voraussetzungen für Präzision 86 – Triviale und anregende Metaphern 88 – Pointen-Metapher und Stimmungsmetapher 89 – Das Unübersetzbare bei der Metapher 91 – Der Bedeutungshorizont und die Wortbedeutung 98</i>	
8. Bedeutungsweite und Abstraktion	102
<i>Bedeutungsweite und Abstraktion 102 – Primitive Gruppenbildung, spezifische Differenz und Abstraktion 103 – Die Vieldeutigkeit der Namen und die Einschließlichkeit der Hinsichten 108 – Die Bedeutung des Wortes ist nicht allgemein 112 – Der Bruch der phänomenologischen Philosophie mit dem erkenntnistheoretischen Irrtumskomplex 113 – Der Kontext ist konstitutiv für das Begriffene 115 – Der Zugang zu den Dingen durch die Mannigfaltigkeit der Begriffe der Alltagssprache 116 – Das Verstehen der Dinge mit der eigenen Existenz 117 – Die Umkehrung von Möglichkeit und Wirklichkeit im Fundierungsverhältnis 120 – Die Umkehrung von wissenschaftlicher und alltäglicher Erkenntnis im Fundierungsverhältnis 122</i>	
9. Widerrufung des Nominalismus durch die Zuwendung	125
<i>Die Redesituation ist eine Situation, in der man über etwas redet 128</i>	

10. Einverleibung der Geschichte in die sinnliche Erfah- barkeit als Erklärung für die Anschauungskraft von Wörtern, die keine aufzeigbaren Designata haben .	131
11. Die Verbalsprache	137
<i>Dramatik und Logik der Verbalsprache 137 – Die Verbalsprache und das Verhältnis zwischen Deutung und Perzeption 141 – Souverän und nivellie- rend setzen sich Rede und Prädikation über die Vielfältigkeit im Zugang der Wörter zur Welt hinweg 146 – Heideggers Seinsdenken und die Verbal- sprache 148</i>	
12. Das Transzendenzproblem	153
<i>Die sprachphilosophische Ausgabe der Transzendentalphilosophie 153 – Existentiale oder entgegengesetzte Transzendenz 154 – Unser Verständnis der Pragmata und der Erscheinungen in Natur und Universum 155 – Das- metaphysische Problem der Transzendenz 158 – Religiöse Deutung 163</i>	
13. Abstand im Verständnis	168
<i>Abstand im Verständnis 168 – Die Latenztiefe des Eindrucks 170 – Ein Zug im Stil der Dichtung von Jørgen Gustava Brandt 171 – Lars Gyllen- stens Enthüllung des verhärteten Abstandes im Verständnis 173</i>	
14. Jacques Derridas Sprachphilosophie	177
<i>Die Metaphysik der Gegenwart. Husserl in Derridas Auslegung und Pole- mik 177 – Zeichen, Differenz und Bedeutung 182 – Zeit und Raum der Differenz 185 – Die Spur und die Transzendentalität 186 – Provisorische Transzendentalität 186 – Erörterung und kritische Beleuchtung der Darle- gungen von Derrida. Derridas zwei Ausgangserfahrungen 189 – Die dop- pelte Funktion der Spur 190 – Transzendentalphilosophie 194 – Die Ar- che-Spur und die Arche-Schrift 195 – Vom innersprachlichen Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem zur Hinweisung und Zuwendung 197</i>	
15. Sprachwissenschaft und Sprachphilosophie	199
<i>Linguistik und Sprachphilosophie 199 – Die Transzendenz der Sprache 201</i>	

<i>Nachwort</i>	204
<i>Namenregister</i>	205
<i>Sachregister</i>	207

Vorwort

Dieses Buch ist das erste in einer Reihe von vier Schriften, die, wenn auch jede ihr eigenes Thema behandelt, einen Zusammenhang bilden und die deshalb den gleichen Untertitel tragen. Diesem Band folgen ›Kunstphilosophische Betrachtungen. Metaphysik II‹, ›Betrachtungen über Geschichte und Natur. Metaphysik III‹ und ›Religionsphilosophische Betrachtungen. Metaphysik IV‹. Mit dem Ausdruck ›Betrachtungen‹ soll angezeigt werden, daß es sich nicht um eine Darlegung der Themen in ihrer gesamten Breite handelt. Ich erhebe weder den Anspruch, eine Sprachphilosophie, eine philosophische Ästhetik, noch eine Religionsphilosophie vorzulegen. Mir lag nur daran, bestimmten Fragen, die sich aufdrängen, nachzugehen.

Die Überlegungen im vorliegenden Band sind sprachphilosophischer und nicht sprachwissenschaftlicher Art. Bis auf den Abschnitt über die Verbalsprache setzen sie nicht bei der Sprachwissenschaft an. Auf den Unterschied von Sprachphilosophie und Sprachwissenschaft gehe ich im letzten Kapitel ein.

Hyllested, im März 1976

Knud E. Løgstrup

1. Die Rolle des Tones

Der Fluß der Rede als Folge der Zeit des Lautes. Wortwörtlich wiederzugeben, was wir gelesen oder gehört haben ist schwer, gleichgültig, was es sei, ein Gespräch, eine Schilderung, ein Bericht. Ehe wir uns versehen, sind wir dabei, das Gehörte oder Gelesene mit unseren eigenen Worten wiederzugeben. Das rührt nicht nur von der Schwäche unseres Gedächtnisses her, sondern vor allem auch vom Fluß der Rede. Was wir gehört oder gelesen haben, drücken wir bei der Wiedergabe unwillkürlich mit anderen Worten aus, mögen wir auch vorgehabt haben, es mit den gleichen Worten auszudrücken, und zwar ist das nicht nur ein Ausweg, weil wir uns des genauen Wortlautes nicht mehr erinnern – hinzu kommt, daß uns die Eile der Rede übermannt. Dies ist eins der fundamentalsten und elementarsten Phänomene der Sprache und soll uns daher zum Ausgangspunkt unserer sprachphilosophischen Betrachtungen dienen. So ergibt sich als Einstieg die Frage: Wie erklären sich Fluß und Eile der Rede aus dem Wesen und der Struktur der Sprache? Es heißt bei Hans Lipps: Soll das Wort auf seine innere Möglichkeit hin untersucht werden, wird hier die Flüchtigkeit der Rede zum entscheidenden Gesichtspunkt. (Untersuchungen zu einer hermeneutischen Logik, Frankfurt am Main 1938, S. 19)

Eine überaus einfache und gerade deshalb so leicht übersehene Erklärung liegt zunächst einmal darin, daß der Laut das sinnliche Medium der Rede ist. Der Laut beansprucht Zeit, das Sinnesorgan für die Zeit ist das Gehör. Der Laut führt sich selbst fort und füllt die Zeit aus. Bereits damit wird er zum Ton, der das Gemüt stimmt. Das Gemüt wiederum verlangt einen Wechsel im Ton. Der Ton muß sich selbst variierend weiterführen, sonst wird er unerträglich. Das gestimmte Gemüt verlangt Pause und Rhythmus, und es verlangt, daß der Ton in Stärke und Höhe wechselt.

Da die Rede dem wechselnden weiterführenden Ton ihre Eile verdankt, trägt auch der Ton, noch »ehe« die Bedeutungen der einzel-

nen Wörter hinzutreten, den Sinn der Rede vorwärts. Liest eine Person etwas vor, ein Sprecher im Rundfunk z. B., so kann er noch so deutlich, artikuliert und korrekt sprechen, denkt er an andere Dinge oder versteht er nicht, was er liest, so merkt man das sofort, und zwar deshalb, weil man sich die ganze Zeit hindurch anstrengen muß, um zu verstehen, was er sagt, auch wenn es vom Inhalt her ganz einfach ist. Das Gesagte läßt sich nicht, wie sonst, von selber verstehen. Die Wörter sind nur syntaktisch verbunden, und das genügt nicht, sie müssen auch dem Sinne nach verbunden sein, und das sind sie nicht; dafür sorgt nämlich der Ton, und der fehlt. Der Ton fehlt, weil das Verständnis fehlt, mag die Ursache Zerstreuung oder Begriffsstutzigkeit sein. Der Zuhörer muß selber den Sinnzusammenhang herstellen, der Vorlesende tut es nicht für ihn. Bei einem solchen Mangelerslebnis wird einem klar, daß der gute Vorleser, ganz unauffällig in Ton und Ausdruck, dem Zuhörer das Verstehen bereits abgenommen hat. Mit seiner Diktion überantwortet er ihm den Sinnzusammenhang.

Es heißt bei Julius Stenzel: Dank der Klang- und Tonfarbe sind wir »ebenso sicher wie unbemerkt nach einer bestimmten Richtung« eingestellt, und zwar nicht nur beim gesprochenen, sondern auch beim geschriebenen Wort. Die akustische Gestalt, die der Satz, nicht zuletzt als rhythmisches Ganzes, vom Sinnzusammenhang erhält, ist wichtig. Wer vorliest, ohne das Ganze zu übersehen, versteht nicht, was er liest, und wird nicht verstanden. Dem Sinn entspricht die rhythmische Gliederung des Satzes als Lautgestalt, und das ist die Voraussetzung des Sprechens und Verstehens. Das Heben und Senken der Stimme, die Pausen, sind Mittel zur Verdeutlichung des Gemeinten. Stenzel sagt: »Es ist ein falscher Schein, daß die Sprache aus schon endgültig fertigen Teilen zusammengesetzt würde. Vielmehr vollzieht sich das wirkliche Leben der Sprache in dem dauernden Einfluß des Ganzen auf seine Teile, des Satzes auf das Wort, des Wortes auf die Silbe, der Silbe auf die Laute.« (Julius Stenzel, *Philosophie der Sprache*, München 1943, S. 15–19)

Der Ton ist nicht hinweisend. Er stimmt das Gemüt auf seine eigene Weise. Das Gemüt erfährt – gestimmt – den Sinn des Tones selbst. Dasselbe gilt für die Farbe; auch sie ist nicht hinweisend. Auch sie stimmt das Gemüt auf ihre eigene Weise, die vom Gemüt, meist ohne es zu wissen, gestimmt erfahren wird. Wenn aber der Ton nicht hinweisend ist, ist er dann Sprache? Nicht in der Tonkunst,

höchstens im Ausnahmefall, wo dann allerdings die Hinweisung auch gegen die reine Tonkunst verstößt.

»Dem elementaren Erleben des Tones, der die Stille durchbricht, folgt eine Reihe von Erlebnissen der Fülle, Erwartung, Überraschung oder Befreiung, eine ununterbrochene Reihe von Spannungen und Entspannungen, auf denen das, was wir musikalisches Erlebnis nennen, beruht. Der Zuhörer hat zwar unzählige Möglichkeiten, einen musikalischen Verlauf mit Assoziationen von a-musikalischen Gedanken und Bildern zu verbinden, doch je weniger solcher Assoziationen sich einstellen, desto stärker und reicher ist das Gefühl der lebendigen Bewegung und des Zusammenhanges, das die Musik zu verleihen vermag«. (Vagn Holmboe, *Mellemspil*, Kopenhagen 1961, S. 9)

Sprache ist nicht schlechterdings Hinweisung. Ein ebenso wichtiger Bestandteil ist der Ton mit seinem eigenen nichthinweisenden Sinn, ohne den es kein Reden gäbe. Wir sind geneigt, alles, was die Sprache betrifft, als Hinweisung zu nehmen und damit die Funktion des Verweisens zu übertreiben. Es gibt eine Menge von Wörtern, die keineswegs hinweisend sind; die Konjunktionen – und, nicht, aber, obgleich, nichtsdestoweniger usw. – verweisen nicht auf etwas, sondern führen die Rede weiter, indem sie den Sinn des Tones differenzieren.

Vielleicht wird man dagegen einwenden, daß ja die Wörter, wenn sie erst einmal gebildet sind, ihre eigene, sozusagen freistehende Bedeutung haben, die man im Wörterbuch nachschlagen kann; und was ist ihre Bedeutung anderes als das, worauf sie hinzuweisen vermögen? Der Einwand übersieht, daß es sich hier um einen erheblichen, nicht nur grammatikalischen, sondern vor allem sprachphilosophischen Unterschied handelt. Von Wörtern wie Grashalm und Ufer, Stuhl und Sockel kann man sagen, ihre Bedeutung besteht darin, daß sie auf eine bestimmte Art von Naturdingen, Kulturgegenständen oder Phänomenen hinweisen. Sie haben ihr Bezeichnetes, ihre Designata. Das haben die Konjunktionen nicht, sie haben nur eine Sinnfunktion im Satz. Mit gutem Grund nennt Hans Lipps solche Wörter Redewörter – dies im Unterschied zu Wörtern mit materialer Fülle wie die Nomina und die Verben. Wie dem auch sei, der Sinn der Rede entfaltet sich aus der Leiblichkeit des wechselnden Tones, der auf einer Differenzierung des Lautes beruht – und er ent-

faltet sich nicht durch das Aneinanderreihen von Wörtern, von denen jedes seine verweisende Funktion hat. Die sprachliche Artikulierung von Sinn ist immer zugleich und zunächst eine Instrumentalisierung von Sinn.

Die Raum- und Zeitgestalt. Der Laut, der in der Zeit da ist, wird in der Musik zum Ton. Wenn sich die Töne miteinander verbinden, so tun sie das im Raum, wie auch ihre Bewegung im Raum sich formt, wohlgemerkt, in einem Raum anderer Art als dem Raum der äußeren Dinge. Die Zusammenfassung der in der Zeit aufeinanderfolgenden Töne zu einem strukturierenden Ganzen geschieht in einem fiktiven Raum. Obwohl die Töne in der Musik zeitlich nacheinander folgen, werden sie in der Gesamtheit des Musikstückes genommen als wären sie gleichzeitig. Diese Gleichzeitigkeit der Töne in ihrer weitgehenden Verschiedenheit läßt sich nur in der Ausdehnung des Raumes empfinden, wohlgemerkt, in einer Ausdehnung anderer Art als der der materiellen Dinge. Würden Raum und Zeit sich nicht gegenseitig durchdringen, so gäbe es keine Musik. Vagn Holmboe sagt: »Der Grundstoff der Musik, der Laut, hat seine Existenz in der Zeit und wir müssen notwendigerweise die Verbindung der Töne miteinander als Bewegung in Zeit und Raum, als Dauer und Form, auffassen. Die Lautwellen erreichen unser Ohr nacheinander, werden aber von unserem Bewußtsein zusammengefaßt und bilden eine Form. Wir erfassen unmittelbar, ob der einzelne Ton kurz oder lang, schwach oder stark, passiv oder dynamisch ist, und durch diese und viele andere Qualitäten erfahren wir nicht bloß die besondere Prägung des Tones, sondern auch die Struktur und den Charakter der Form. Ein Musikstück wird während seines Verlaufes in unserem Bewußtsein erschaffen und steht zum Schluß als ein Ganzes da.« (Ebd. S. 9)

Nicht in gleicher Weise bedarf es eines fiktiven Raumes, um das Erklingen der Rede zu einem Sinn zusammenzufassen. In der Rede und ihrem Ton weist der Laut von sich selbst weg in Richtung auf das Gemeinte. Laut und Ton sind nur Medium der Rede, und die Rede wird umfaßt und bewegt sich innerhalb einer Welt und deren Raum, die bereits existiert, was auch immer an Welt durch den Sinn der Rede hinzukomme. Der Laut verschwindet in der Rede, die Rede verschwindet im Sinn, der Sinn artikuliert die Welt, die sich in ihrer Materialität vorfindet und als Geschichte im Gange ist. In der Musik dagegen bilden die Töne ihre eigene fiktive Welt. Das Form-

ganze, das die Verbindung zwischen den Tönen erstehen läßt, hat seinen eigenen fiktiven Raum.

Gewiß involviert bereits die Zusammenfassung des Satzes als einer Lautfolge, die Gestalt hat und der die Simultaneität der Gestalt eignet, ebenfalls einen fiktiven Raum. Nur kommt die sprachliche Lautgestalt nicht in einem eigenen Raum zur Entfaltung – der in einem solchen Fall ein musikalischer und fiktiver Raum wäre –, weil ihr der faktische Weltraum – als der gemeinte zuvorkommt. Der Unterschied zwischen Musik und Sprache besteht also nicht darin, daß die Sprache keinen eigenen fiktiven Raum hätte. Den hat die Sprache so gut wie die Musik. Aber während die Musik sich in der Ausführung durch ihre Form und Struktur einen fiktiven, eigenen Raum erschafft, vertilgt die Rede im Sprachvollzug – und das macht den Unterschied aus – den fiktiven, eigenen Raum der Sprache zugunsten des faktischen Weltraumes, auf den sich Sinn und Hinweisung beziehen.

Was die Tonkunst betrifft, so gibt es keinen anderen Raum als den fiktiven Formraum, der überhaupt erst mit der Schöpfung des Werkes durch den Komponisten und durch die Darbietung des ausübenden Künstlers entsteht. Was die Rede anbelangt, so vollzieht sie sich in zwei Räumen. Es gibt den faktischen Raum der Welt, auf den die Rede hinweist. Und es gibt den eigenen Raum der Sprache, der sich deshalb bildet, weil die Sprache nicht aus autonomen Bedeutungen, sondern aus Bedeutungen besteht, die voneinander abhängig sind, – einen sprachlichen Flechtwerks-Raum, so fiktiv wie der Form-Raum der Musik, nur wird er nicht erlebt. Im Unterschied zum Form-Raum der Musik, der während der Vorführung des Werkes erstet und als solcher erlebt wird, verschwindet der sprachliche Flechtwerksraum zugunsten des faktischen Raumes von Sinn und Hinweisung. Nur in unserer Reflexion über die Struktur der Sprache wissen wir vom fiktiven Raum ihres Flechtwerks.

Um die Sache von einer etwas anderen Seite her in Augenschein zu nehmen, was in dem Band »Religionsphilosophische Betrachtungen« noch eingehender geschieht, machen wir die Feststellung: Wir können Zeit nur in einer Auflehnung gegen die Zeit erleben. Sogar in der Musik verhält es sich so, schon deshalb weil das Werk Gestalt hat. Die Gestalt widersetzt sich mit der Gleichzeitigkeit ihrer Teile der Zeit, obwohl diese Teile einen Strom in der Zeit bilden. Gestalt und Gleichzeitigkeit aber können ohne Raum nicht existieren, weder in der Musik noch in der Rede. In der Musik haben wir es mit

einem fiktiven Raum zu tun, den die Musik selbst erstehen läßt, in der Rede ist es der im voraus gegebene Weltraum, auf den sie verweist.

Auch Stenzel befaßt sich mit dem Verhältnis von Raum- und Zeitgestalten. Bei der räumlichen Gestalt eines Bildes z. B. spielt der Rhythmus eine große Rolle. Es ist wichtig, auf welche Stelle des Bildes der Blick des Beschauers zuerst fällt, und wo er innehält – kurz gesagt, *wie* die räumliche Gestalt zur Einheit wird. Entsprechend gilt, daß komplexe Zeitgestalten räumliche Hilfsvorstellungen nicht entbehren können, um zur Einheit unserer Auffassung zu gelangen. Eine elementare Symbolkraft, die der Gestalt innewohnt, verweist die verschiedenen Gestalten aufeinander, die Raumgestalt auf die Zeitgestalt und umgekehrt.

In der Rede bemächtigt sich die Sinnintention der Lautgestalt und vertilgt den Sprachleib. Doch daß die Sprache im alltäglichen Umgang auf diese Weise ihren Dienst tut, darf den Philosophen nicht davon abhalten, zur Kenntnis zu nehmen, welche Bedeutung die Ausformung des Sprachelementes, nicht zuletzt die Rhythmisierung des Lautganzen, für die Sprachintention hat. Beim Gedicht ist es evident, daß es auf den Sprachleib, auf den Klang und den Rhythmus ankommt. Aber auch bei der konventionellen und bei der wissenschaftlichen Sprache ist Rhythmus notwendig – ohne Rhythmus keine Gliederung –, nur wird dort dem Rhythmus keine Aufmerksamkeit geschenkt. (Julius Stenzel, ebd. S. 18–29, 23)

Julius Stenzels Argumentation für die Auffassung, daß Sprache zunächst expressiv und erst dann semantisch ist. Das Atmen beim Sprechen – so haben experimentelle Untersuchungen gezeigt – ist ein einzigartiger Vorgang und läßt sich außerhalb des Sprechvorgangs nicht wiederholen oder einüben. Der Sprechakt ist also aufs engste mit Rhythmus und Atmung verbunden. Mag auch in der Sprachbetrachtung die semantische und syntaktische Seite im Vordergrund stehen, wir kommen nicht umhin, sie dem Atmungsvorgang einzuordnen, der sich rhythmisch gliedert und sich vom Sinngehalt her bildet, den er ausdrückt. Sprache ist die syntaktische und semantische Artikulation von etwas, das seinen Ursprung in einem Ausdrucksimpuls und dessen Sinngehalt hat. Und der Ausdrucksimpuls und sein Sinngehalt sind nicht etwa periphere Erscheinungen der Sprache, sondern etwas ganz Zentrales für sie, wie befremdend das auch denjenigen anmuten mag, der sich in erster Linie für das

Logisch-Bedeutungsmäßige bei der Sprache interessiert. (Ebd. S. 27–29)

Sprache, die selbst eine lautliche Ausdrucksentfaltung ist, gründet in einer lautlichen Ausdrucksentfaltung, die noch nicht Sprache ist, wie z. B. dem Seufzer¹. Der Seufzer ist eine Atmungs-Geste, er ist primär expressiv und entsteht nicht aus einem Mitteilungsbedürfnis. Ist der Seufzende jedoch mit einem anderen zusammen, so beginnt der Seufzer zu »sprechen«, woraus hervorgeht, wie stark der Bezug zur Verständigungssituation ist; zumal man von einem Tier niemals sagen würde, es seufze. Wollen wir uns klarmachen, was Sprache ist, so müssen wir sie als ein expressives Phänomen unter anderen expressiven Phänomenen wie z. B. Musik und Tanz betrachten. Zwar handelt es sich um Sprache erst dann, wenn der Ausdruck semantisch fungiert, doch ist das eine Funktion, die erst noch hinzukommt. Der Ursprung der Sprache ist bei den expressiven Phänomenen zu finden, die noch nicht Sprache sind.

Wie will Stenzel das wissen? Den Erweis dafür sieht er darin, daß nur unter dieser Voraussetzung die lautlich-leibliche Seite der Doppelnatur der Sprache zu ihrem Recht kommt. In ihrer lautlich-leiblichen Gestalt, ohne die es keine Sprache gibt, ist die Sprache ein rhythmisch artikulierter Zusammenhang, eine Ausdrucksentfaltung. Gehen wir, dem entgegengesetzt, von der Wortbedeutung als etwas rein Geistigem aus, das mit irgendwelchen Lauten zusammengebracht wird, so gibt es keine Erklärung dafür, warum bei einem Satz oder bei einer längeren Periode die rhythmische Gesamtheit und der rhythmische Zusammenhang eine so große Rolle spielen. Auch bleibt dann die Erklärung dafür aus, wie sich aus einer Zusammenfügung von Wörtern ein so nuancierter und präziser Sinn oder eine Sinnintention kundtun können, wie das faktisch der Fall ist. Gehen wir von der semantischen Bedeutung des Wortes aus, gelangen wir weder zur Rolle der rhythmischen Ganzheit noch zur Sinnintention des Satzes. Nur wenn wir davon ausgehen, daß die Sprache Ausdrucksentfaltung ist, werden wir diesen Phänomenen gerecht. Wie eng die Verbindung von Sinn und Ton (Sprachmelodie) ist, zeigt sich, wenn man mit einem Wort den »falschen Ton« anschlägt. (Ebd. S. 47)

¹ Vor-sprachliche Interjektionen, Schreie, Stöhnen, Seufzer nennt Stenzel treffend Lautgesten. (Ebd. S. 26)

Die Differenzierung der Ausdrucksentfaltung, die sprachlich stattfindet, ist demnach ursprünglich von emotioneller und willensmäßiger Art, etwa wenn es heißt: »Feuer!«, »Hilfe!«. Das sind Ausrufe. Ihre Bedeutung ist elementar gefühlsmäßig, einfach weil sie Expression ist. Ihre Bedeutung ist elementar willensmäßig, einfach weil sie in eine pragmatische Situation gehört.

Zwei Dinge sind eigentümlich für Laut und Lautgestalt. Sie sind leiblich und sie klingen ab. Weil der Laut leiblich ist, kann er dem Gedanken Bestand verleihen. Aufgrund seiner leiblichen Lautgestalt kann das Wort Bedeutung speichern und zum Bedeutungsträger werden. Weil der Laut abklingt, gibt er den Gedanken frei für den nächsten Schritt.

Auch die nicht-akustischen Ausdrucksphänomene deuten darauf hin, daß die Rede ursprünglich expressiv ist. Geste, Miene, körperliche Haltung begleiten die Rede und unterstützen sie. Sie können das, weil sie mit der Rede verwandt sind, und die Verwandtschaft besteht darin, daß sie ebenfalls Ausdrucksphänomene sind, und daß Ausdrucksphänomene, sprachliche wie nicht-sprachliche, Gestalt haben. Als Ausdruck und Gestalt sind sie bestimmt von der Intention her. Sprachliche Äußerungen sind nicht nur sachliche »Mitteilungen«, sondern zugleich Kundgabe »eines inneren Gefühls und Willens, einer echten Intention«. Eben darum sind sie meistens begleitet von Gesten, die den Rhythmus unterstreichen, welchen nicht einmal eine rein logische Darlegung entbehren kann. Im gegebenen Falle macht der nicht-sprachliche Ausdruck in seiner Unmittelbarkeit einen tieferen und eindeutigeren Eindruck als das Wort. Gestus und Miene, mögen sie einen sprachlichen Ausdruck ersetzen oder ihn nur begleiten, lassen sich daher auch nur mit einem ganzen Satz und dessen Sinn wiedergeben.

Von der expressiven zur semantischen Funktion. Gehen wir von Stenzels These aus, so bietet der Übergang von der expressiven zur semantischen Funktion keine Schwierigkeiten. Auf zweierlei Weisen ist der Übergang unvermeidlich.

In und mit seiner Artikulierung, erhält der Laut Bedeutung und Sinn. Sobald wir dies konstatieren, trennen wir unwillkürlich Bedeutung und Sinn von Laut und Schrift und setzen sie in ein Fundierungs- und Rangverhältnis zueinander. Der Bedeutung und dem Sinn wird der Vorrang erteilt, und der Laut, ganz zu schweigen von

der Schrift, wird der Bedeutung und dem Sinn als deren Medium untergeordnet. Das schließt zweierlei in sich, beides gleichermaßen verkehrt. Das eine ist, daß wir uns einbilden, Bedeutung und Sinn vor und ohne Laut und Schrift zu kennen und zu beherrschen; was nachweislich nicht der Fall ist. Das zweite ist, daß Sinnliches und Leibliches zu Stoff und Material reduziert werden, als ob sie als Sinnliches und Leibliches ohne Ausdruckskraft seien; was auch falsch ist, da es nichts Sinnliches und Leibliches gibt, das nicht voller vorsprachlicher Ausdrucksmöglichkeiten ist.

Die Frage ist daher, ob wir über diesen, den fundamentalsten, Zug der Sprache nicht anders denken müssen. Laut (und Schrift) und Bedeutung (und Sinn) sind von gleichem Gewicht, und es herrscht kein Fundierungs- und Rangverhältnis zwischen ihnen. Das ist das eine. Das zweite ist: Voraussetzung dessen, daß etwas so Sinnliches und Leibliches wie Laut und Schrift in einer Artikulierung Bedeutung und Sinn erhalten kann, ist, daß Sinnliches und Leibliches als solches voller vorsprachlicher Ausdruckskraft ist. Von sich aus ist das Sinnliche und Leibliche weder Stoff noch Material; dazu machen wir es erst, wenn wir es behandeln, bearbeiten und nach Zielen formen, die wir setzen. Erst wenn wir dem Sinnlichen und Leiblichen Zwecke aufoktroieren, reduzieren wir es zum Mittel und damit zu Stoff und Material.

Der Laut ist in seiner reinen Sinnlichkeit voll von unerschöpflichen Ausdrucksmöglichkeiten; davon lebt die Musik. Nur weil der Laut in seiner vorsprachlichen Hörbarkeit eine rein sinnliche Ausdruckskraft besitzt, kann er, artikuliert, sprachliche Bedeutung und Sinn erhalten.

Wir müssen uns davor in acht nehmen, die sprachliche Artikulation des Lautes in Analogie zur Verarbeitung, sagen wir einmal, von Holz zu Möbeln zu verstehen. In der sprachlichen Artikulation wird der Laut nicht zu leiblichem Stoff und Material für Bedeutung und Sinn reduziert. Wir müssen uns vorstellen, daß der Laut mit seiner sinnlichen und leiblichen Ausdruckskraft selbst bei einer sprachlichen Artikulation mitspricht. In seiner sinnlichen und leiblichen Ausdruckskraft ist er nicht weniger Geist denn als sprachlich artikuliert Bedeutung und Sinn, eher mehr.

Doch nicht nur, weil der Laut bereits in seiner bloßen Sinnlichkeit voll von Symbolkraft ist, geschieht der Übergang von der expressiven zur semantischen Funktion von selbst. Auch aus einem anderen

Grund. Das Individuum ist nicht zu Beginn eine weltlose Seele oder ein auf sich selbst beruhendes Bewußtsein, das erst ein Verhältnis zur Welt und zu anderen Menschen außerhalb und um sich herum herstellen muß, sondern sowohl die Umwelt als auch die anderen Menschen gehören im voraus mit zum Dasein des Individuums, ja sie machen sein Dasein aus, sie tragen zu seiner Konstituierung bei. Das Individuum ist nur in der Interdependenz und in der Verflochtenheit mit der Welt da. Von Anfang an sind die Ausdrucksimpulse der Eindruckskraft der Umgebung ausgesetzt. Das Individuum gibt seinem Eindruck Ausdruck – wie sollte es das vermeiden können –, und damit ist die semantische Funktion ins Spiel gebracht.

2. Das inner-sprachliche Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem

Zwei Bedeutungen des Wortes »Bezeichnetes« (designatum). Die Funktion des Wortes ist, semantisch genommen, Zeichen, was eine Menge von Problemen aufwirft. Um sich einigermaßen zurechtzufinden, muß man zwei Linien auseinanderhalten. »Bezeichnetes«, designatum, kann sich nämlich auf zwei verschiedene Umstände beziehen. Es kann sich auf Bedeutung und Sinn des Wortes in der – mündlichen oder schriftlichen – Aussage beziehen. Zeichen sind in diesem Fall die Lautgestalt und das Schriftbild. Das Verhältnis zwischen Zeichen und Bezeichnetem ist dann ein inner-sprachliches, und das Problem hierbei ist, wie zwischen Zeichen und Bezeichnetem ein derartig enges Verhältnis bestehen kann, wenn doch das Zeichen in seiner Eigenschaft als Zeichen arbiträr ist.

Das Bezeichnete, das Designatum, kann sich aber auch auf die außer-sprachlichen Dinge und Phänomene beziehen, auf die man zeigen und die man demonstrieren kann. Ich kann auf den Hocker, auf den Baum, auf den Regenbogen zeigen und – zu einem Kind oder zu einem Ausländer – sagen: dies bedeutet das Wort Hocker, Baum, Regenbogen. Wir haben es dann mit dem sogenannten Bedeutungs-dreieck zu tun. Eines ist das Zeichen, nämlich Lautgestalt und Schriftbild, ein zweites sind Bedeutung und Sinn, und ein drittes ist das außersprachlich Bezeichnete, das Designatum. Das Bezeichnete wird in seiner Außersprachlichkeit durch Schriftbild und Lautgestalt mit Bedeutungen bezeichnet.

Vorläufig beschäftige ich mich nur mit dem inner-sprachlichen Verhältnis.

Das Wort zwischen Zeichen und Bild. Das Wort läßt sich weder als Zeichen noch als Bild definieren. Doch schicken wir uns an, über Wesen und Leistung des Wortes nachzudenken, so kommen wir nicht um-

hin, bei Begriffen wie »Zeichen« und »Bild« unsere Zuflucht zu suchen. Sehen wir uns veranlasst, das Wort aufgrund der Zufälligkeit, die nun einmal seiner Lautgestalt und seinem Schriftbild anhaftet, als Zeichen zu betrachten, wird uns sofort klar, daß das Wort mehr als bloß ein Zeichen ist. Ein Zeichen bedeutet nichts weiter und nicht mehr als das, was wir es nach Vereinbarung bedeuten lassen. Völlig klar ist das bei allen Zeichen, die wir im Straßenverkehr benutzen. Ein Wort jedoch hat schon vor unseren Vereinbarungen seine Bedeutung, es bedeutet zudem mehr als das, was uns bewußt ist. Hinzu kommt, daß wir die Verbindung der Bedeutung des Wortes mit seiner Lautgestalt und seinem Schriftbild nicht als willkürlich erleben; im Gegenteil, sie gehen für unser Empfinden in eins. Kein Wunder, denn sprachliche Bedeutung ohne Verleiblichung in Laut und Schrift gibt es nicht. Noch ein Unterschied zwischen Wort und Zeichen ist zu bemerken. Das Zeichen erhält nach und nach, indem wir es gebrauchen und uns sein Gebrauch zu etwas Selbstverständlichem wird, eine gewisse Anschauungskraft. Sie entsteht durch Assoziation, und das wissen wir; das Bewußtsein für die Willkür des Zeichens ist nicht erloschen. Das Wort dagegen hat auf eine ganz andere, viel unmittelbarere Weise Anschauungskraft. Das Wort ist mit einer Bildhaftigkeit geboren, es hat sie nicht erst erworben, wie das Zeichen. Das Zeichen können wir eines Tages verändern, oder wir können vereinbaren, es etwas anderes bedeuten zu lassen. Mit dem Wort geht das nicht.

Ziehen wir daraufhin vor, das Wort, in Anbetracht seiner Anschauungskraft, als Bild zu verstehen, so kommt auch dieses Verständnis zu kurz. Es gibt Wörter in unserer Sprache, die akustische Bilder von denjenigen außersprachlichen Phänomenen sind, die sie bedeuten, so wie »Kuckuck« und »Pingpong«. Doch gerade aus diesem Grund muß man sich fragen, inwieweit dies überhaupt echte Sprachwörter sind. Als reine Wiedergabe sind sie keine Zeichen. Aber sind sie dann überhaupt Wörter?

In unserer Reflexion über das Wort sehen wir uns also hin- und hergezerrt. Verstehen wir das Wort als Zeichen, werden wir vom Zeichen weggerissen und zum Bild hingestoßen. Verstehen wir das Wort als Bild, werden wir vom Bild weggerissen und zum Zeichen hingestoßen. Selbstverständlich, wie könnte es auch anders sein, das Wort ist etwas für sich, es läßt sich nicht definieren. Versuchen wir das dennoch, entgleiten uns entweder seine Eigentümlichkeiten, oder die Eigentümlichkeiten folgen mit in die Definition, womit wir

uns einer *petitio principii* schuldig machen. (Das gilt also nicht nur von den unzusammengesetzten Phänomenen, worauf G. E. Moore aufmerksam macht, sondern auch von derart zusammengesetzten Phänomenen wie den Wörtern. Das wiederum beruht darauf, daß sich längst nicht alle zusammengesetzten Phänomene mit den Komponenten definieren lassen, aus denen sie zusammengesetzt sind.)

Sehen wir ab von den *Onomatopoeitica* wie Kuckuck und Pingpong, so läßt sich die Anschauungskraft des Wortes nicht durch irgendeine Übereinstimmung zwischen dem, was das Wort veranschaulicht, und seiner Leiblichkeit in Laut und Schrift erklären. Worauf beruht dann seine Anschauungskraft? Um das Problem auf eine etwas andere Weise zu formulieren: Die Bedeutung des Wortes »Wiedergabe« ist nicht festgelegt. Es kann zweierlei bedeuten. Es kann buchstäblich als ein Nachmachen verstanden werden. Es gibt Leute, die ein Talent zur Nachahmung haben, sie können genauso wie andere, mit demselben Tonfall sprechen, und sie können genau deren Wortwahl, Satzbau, Mimik und Gesten wiedergeben. Diese Bedeutung des Wortes »Wiedergabe« könnten wir mimisch nennen. Aber das Wort »Wiedergabe« kann auch bedeuten, daß wir so genau wie möglich erzählen, was geschehen ist oder was erzählt wurde. Diese Bedeutung des Wortes »Wiedergabe« könnten wir sprachlich nennen, und es steckt keine Spur von »Wiedergabe« im mimischen Sinn darin. Der Mangel an mimischer Wiedergabe bei der Sprache setzt sich in der Bedeutung des Wortes »Wiedergabe« durch, so daß es meistens sprachliche Wiedergabe, entledigt jeder mimischen Wiedergabe, bedeutet. Das Problem besteht dann, konkret formuliert, darin: Wie kann eine Wiedergabe von Worten und Sätzen eine so ungeheure Anschauungskraft enthalten, wenn bei der rein sprachlichen Wiedergabe keine Spur von mimischer Wiedergabe mitspielt? Dieses Problem wird später wieder aufgegriffen.